

Wolfgang Pollanz

WIE EIN RABE

66 Song-Stories

TEXT/RAHMEN *Taschen*

1. Auflage, 2021

Copyright 2021, Buchverlag TEXT/RAHMEN, Marlovics Uhl Medien GmbH, Wien
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Autorinnenporträt: Christian Koschar

Schriftgestaltung: TEXT/RAHMEN, www.polenimschaufenster.com

Lektorat: Sabine Schönfellner

Umschlaggestaltung und Satz: Dominik Uhl

Druck und Bindung:

OSDW AZYMUT Sp. z o.o., Digital Printing House, Łódź, www.azymut.pl

ISBN 978-3-903365-00-1

Aus Umweltschutzgründen wurde auf eine Folie verzichtet.

Wolfgang Pollanz

WIE EIN RABE

66 Song-Stories

AUF DER CYPRUS AVENUE

Nach Van Morrison

BROWN EYED GIRL

Nach der Schicht trafen George und seine Freunde sich immer bei Ivan. Der war Russe und keiner wusste, wie er in die Stadt gekommen war. Er selbst sprach nicht darüber, und so stellte man Vermutungen an. Die einen meinten, er sei vor vielen Jahren im Hafen von einem Handelsschiff geflüchtet und habe um Asyl angesucht; die anderen, er sei schon im Krieg zu den Tommys übergelaufen und schließlich in Belfast gelandet. Allein die Tatsache, dass er weder Engländer noch Ire war, weder Katholik noch Protestant, machte ihn für die einen sympathisch, für die anderen verdächtig. Vielleicht war er auch Kommunist, keiner wusste das so genau. Aber sein Pub gleich hinter der Konservenfabrik lief gut und wurde gerne besucht, trotz der gegenseitigen Vorbehalte, die es gab, auch von Leuten, die sonst nichts miteinander zu tun haben wollten und einander feindlich gegenüberstanden. Das hatte mit der körperlichen Präsenz des Russen zu tun und damit, dass er jegliche Auseinandersetzung sofort unterband.

So ein Ort war selten in Belfast, und Ivan war auch kein Rassist wie viele andere. Auch das war ein Grund für George, täglich nach der Arbeit dort auf ein oder zwei Pint vorbeizuschauen.

»Georgie Boy, warum bist du so traurig?«, fragte Ivan ihn jedes Mal und rollte das R in seinem Namen so, wie man es sich von einem Russen vorstellte.

George lächelte, ohne zu antworten, denn er wusste ja, dass alle den Grund seiner Traurigkeit kannten. Ihr Name war Minnie, sie arbeitete wie er in der Fabrik und sie war schwarz, ihre Eltern kamen aus der Karibik, waren eine Zeitlang in Süd-London gewesen, dann aber nach Nordirland gekommen. Und sie war etwas ganz Besonderes, eines der ganz wenigen dunkelhäutigen Mädchen weit und breit. Schon in der Schule hatte er sie bewundert und manchmal auch vor den bösen Reden und den dummen Witzen seiner Mitschüler in Schutz genommen. Irgendwann wusste er, dass sie das Mädchen war, mit dem er zusammen sein wollte. Er schaffte es, sich mit ihr heimlich zu treffen, auch wenn sie zuerst glaubte, er wolle sie wie all die anderen auf den Arm nehmen. Es war ein nebeliger Morgen an einem schulfreien Tag, an dem sie sich zum ersten Mal verabredeten und er erinnerte sich mit heißem Kopf daran, wie sein Herz laut schlug vor Aufregung. Später trafen sie sich heimlich an allen möglichen Orten, sie scherzten miteinander, lachten viel, und auf einer Wiese hinter dem Fußballstadion kamen sie einander nahe.

Doch dann wurden sie gesehen. Zuerst von einer

geschwätzigem alten Nachbarin, die bekannt für ihre Lügengeschichten war, das konnte er seinen Eltern gegenüber noch als dummes Gerücht abtun, sie seien nur einmal, gemeinsam mit anderen Mitschülern, ein kurzes Stück auf dem Schulweg nebeneinandergegangen. Doch dann begannen die Probleme. Minnies Eltern erfuhren davon und sein Vater wurde von Arbeitskollegen damit aufgezo-gen, dass sein Sohn auf Schokolade stehe, was sich nicht ge-höre für einen Protestanten. Es sei schon schlimm genug, wenn sich ihre Leute mit Katholiken mischten, aber mit einer Schwarzen, von deren Religion man gar nichts wusste, gehe das gar nicht. Und ein paar waren schnell bei der Hand mit Wörtern wie Rassenvermischung und ähnlichem Unsinn. Aber auch Minnies Eltern waren dagegen, dass sie sich weitertrafen. Auch wenn er beteuerte, dass er sie beschützen wollte, machten sie sich Sorgen um ihre Tochter, hatten Angst vor Übergriffen, denn die Ablehnung gegenüber Dunkelhäutigen saß tief in den Iren, egal ob sie katholisch oder protestantisch waren.

Das alles war der Grund, dass er so tieftraurig war. Die Jahre waren vergangen, aber auch wenn sie beide inzwischen vor dem Gesetz volljährig waren, war es unmöglich, dass sie zusammenkamen, und er litt wie ein Hund. Und er wusste, dass es Minnie genauso ging. Sie war einem jungen Mann aus der karibischen Community in London versprochen, arbeitete wie er aber immer noch in der Konservenfabrik, wo sie einander nahe waren, ohne miteinander sprechen zu können. Ihre Blicke sagten ihm

alles. Manchmal träumte er davon, mit ihr durchzubrennen, aber das war nur ein vager Gedanke, wusste er doch nicht, wie das gehen würde und wohin sie sich wenden sollten. Sie beide waren aus ihren Vierteln im Grunde noch nie hinausgekommen.

Er trank sein erstes Bier aus und bestellte ein weiteres. Nach Hause zu seinen Eltern, bei denen er noch immer wohnte, wollte er nicht, sich mit anderen jungen, blassen und sommersprossigen Frauen zu treffen interessierte ihn nicht. Er wollte nur dieses eine dunkelhäutige Mädchen. Dann ging er hinüber zu der Musikbox, die im hinteren Teil neben der Theke stand, und drückte wie jeden Tag C 9. Der Song hieß »Brown Eyed Girl« und stammte von einem Sänger aus der Nachbarschaft. Er liebte die Zeilen, obwohl er nicht alles genau verstand, aber er wusste, es ging darin um seine eigene, ganz persönliche Geschichte, um die unmögliche Liebe zu einem schwarzen Mädchen. Er konnte den Song immer und immer wieder hören, und manchmal ging er den anderen Gästen im Pub damit gehörig auf die Nerven. Doch Ivan, der einen Narren an dem jungen Mann und seinen Problemen gefressen zu haben schien, verteidigte ihn jedes Mal und stellte sich schützend vor ihn. Vielleicht war er der Sohn, den sich Ivan in seinem vorherigen Leben in der Sowjetunion gewünscht hatte, vielleicht erinnerte er ihn an jemanden, den er einst gekannt hatte. Und vielleicht, weil er sich selbst nach so vielen Jahren oft noch immer wie ein Fremder in dieser Stadt vorkam, war er auch einer der wenigen, der verstand, wie es Georgie Boy ging in seiner Liebe zu dies-

em schwarzen Mädchen mit seinen dunklen Augen und dem unwiderstehlichen Lächeln, das es zeigte, wenn es glücklich war.

CYPRUS AVENUE

Sein Vater schimpfte ihn einen Träumer. Er sei auf dieser Seite der Stadt geboren, er gehöre hierher, mit den Leuten in der Cyprus Avenue hätten sie nichts zu tun, die hätten für arme Leute wie sie nichts übrig, er solle sich das aus dem Kopf schlagen und außerdem hätten sie das Geld nicht. Er aber wollte dieses Wochenende unbedingt hinauf zur Avenue, dort gab es eine italienische Eisdiele, wo sich alle trafen, die Jungs mit ihren Lederjacken, die meist nur aus billigem Kunststoffimitat bestanden, und die Mädchen mit ihren Petticoat-Röcken. Wer in dieser Stadt cool sein wollte, musste dort einfach hin, der Sonntag-nachmittag war die beste Zeit, da ging es darum, zu sehen und gesehen zu werden, und wer nicht dabei war, galt als Verlierer.

Jetzt versuchte er es seinem Vater, der altmodisch war und völlig ungebildet und in seiner Vorkriegswelt lebte, noch einmal zu erklären. Es hatte nichts mit den Leuten auf der Avenue zu tun, es ging nur um diesen Laden, in dem sich alle Jungen aus der Stadt trafen, er wollte dorthin, er wollte auch dabei sein, nicht ausgeschlossen sein. Der Alte lachte und machte eine abfällige Bemerkung, die ihn nicht weiter berührte. Was wusste der schon, dachte er, rackerte den ganzen Tag in dieser beschissenen

Fischkonservenfabrik und am Abend besoff er sich meist bis zur Bewusstlosigkeit. Auf ihn würde er keine Rücksicht nehmen, aber seiner Mutter wollte er nicht weh tun, wenn er einfach abhaute, würde der Vater wieder einen seiner Wutausbrüche haben und dann bekam es die Mutter ab. Erst letzte Woche hatte er ihr ins Gesicht geschlagen. Ihr linkes Auge war jetzt aber nicht mehr blau, denn der Bluterguss hatte sich inzwischen zu Gelb und Grün verändert und war mit billigem Makeup überdeckt.

Vielleicht hat der Alte ja recht, dass er ein Träumer war, weil er von diesem einen Mädchen träumte, das für ihn so unerreichbar schien. Aber am Freitag waren sie in der Literaturklasse zufällig nebeneinandergesessen und sie hatte ihn ganz unverblümt gefragt, warum er sonntags nie beim Italiener zu sehen wäre. Es war einer seiner heimlichen Wünsche gewesen, dass Debbie ihn überhaupt bemerkte, und jetzt hatte sie sich zu ihm gesetzt und sogar mit ihm gesprochen. Ihm wäre fast das Herz stehen geblieben und er hatte leicht stotternd gemeint, er werde da sein diesen Sonntag.

Das war noch etwas, das sein Vater nicht verstehen konnte. Er hatte diesen Literaturkurs gewählt anstatt etwas Praktischem, etwas, wovon sich der Alte eine Vorstellung machen konnte. Aber Bücher faszinierten ihn, er fühlte, dass Sprache etwas war, das ihm lag, viel mehr als die Mathematik, die er oft nicht verstand, weil er, das stimmte wohl, eher ein Träumer und Phantast war als ein Logiker. Das logische Denken, bei dem es meist nur eine einzige Lösung gab und ganz genaue Vorgaben, empfand

er als Einschränkung, die Fantasie hingegen öffnete ihm eine Welt, in der alles möglich zu sein schien.

Debbie war wirklich hinreißend. Das entzückendste Hippiemädchen der ganzen Stadt. Sie hatte lange blonde Haare, eine Stupsnase wie die deutsche Schauspielerin Elke Sommer, die er einmal in einem Film im Fernsehen gesehen hatte, und sie trug regenbogenfarbene Bänder im Haar. Sie war, wie auch er selbst, erst fünfzehn, aber für ihn die perfekte Frau, und er war unsterblich verliebt in sie.

Heimlich schrieb er Gedichte, die meisten handelten von ihm selbst und seiner Schüchternheit. In einem hieß es, immer, wenn er zu sprechen versuche, zittere sein Inneres wie ein Blatt im Wind. Er wusste selbst, dass seine Poesie holprig war, und er meist nur Autoren imitierte, die er zuvor gelesen hatte, aber manchmal hatte er doch das Gefühl, dass er Bilder in einer Sprache schaffen könne, die seine eigene war. Er tippte seine Texte auf einer alten Reiseschreibmaschine, die ihm seine Mutter auf einem Flohmarkt gekauft hatte. Zuerst hatte er nur irgendwelchen Unsinn auf die weißen Blätter geschrieben, doch dann war da plötzlich dieses Verlangen, etwas entstehen zu lassen, das mehr war als das, was man im Alltag von sich gab. Und es gab Wörter, die standen für ihn für etwas Besonderes, hatten einen Klang und auf dem Papier ein Aussehen, das ihm Herzklopfen machte. Cyprus etwa war so ein Wort, bei dem er sich Exotisches vorstellte und Bilder sah und sich Geschichten ausdachte, und die hatten nichts mit dieser Avenue zu tun. Seine

Mappe mit den Schreibversuchen versteckte er gut. Der jüngere Bruder hätte ihn wahrscheinlich ausgelacht und zum Gespött der ganzen Schule gemacht, der Vater ihn zum Spinner erklärt, weil ein Mann, der Dichter sein wollte, entweder ein krankes Gemüt haben oder schwul sein musste. Zuletzt hatte er auch ein Gedicht für Debbie verfasst, aber er war sich nicht sicher, ob er es ihr geben sollte. Wahrscheinlich würde sie ihn bloß auslachen, dachte er. Sie hatte den Literaturkurs zwar selbst gewählt, er war sich aber nicht sicher, aus welchen Gründen, und ob sie Gedichte überhaupt mochte.

Draußen hatte es jetzt zu regnen begonnen, also zog er seine alte Jacke an, die nicht besonders schick war, aber auch nicht gänzlich unpassend, fuhr mit den Fingern ein paar Mal durch das Haar, damit seine Frisur nicht zu brav ausschaute, und steckte das Blatt mit dem Gedicht in die Jackentasche.

Der Vater rief ihm nach, wohin er wolle, aber er antwortete nicht, er ging einfach los Richtung Bahntrasse, dort hörte er den Alten noch einmal nach ihm rufen, verstand ein paar Wortfetzen, dass er zurückkommen solle, aber sein Entschluss stand fest, er überquerte die Geleise, schlich sich vorbei an den Gärten, die es auf der anderen Seite gab, und ging dann los Richtung Cyprus Avenue. Er war fünfzehn und für sich selbst verantwortlich, von seinem Vater würde er sich nicht mehr dreinreden lassen in sein Teenagerleben. Endlich kam er zu den Bäumen, die den unteren Teil der Avenue säumten, es begann heftiger zu regnen und der beißende Wind trieb ihm die

Tropfen ins Gesicht, aber das machte ihm nichts aus, das Wetter spielte keine Rolle, denn er war auf dem Weg zur Cyprus Avenue, auf dem Weg zu Debbie, dem Mädchen, für das er ein Gedicht geschrieben hatte.

CLEANING WINDOWS

Gemeinsam standen sie auf dem Gerüst, um die Fenster zu putzen. Sein Freund Sam ganz oben, er unten auf dem Brett über dem Schragen, der ein wenig wackelig war und dessen Behelfskonstruktion nicht besonders vertrauensvoll wirkte. Aber sie brauchten unbedingt das Geld, und da fragte keiner nach Arbeitsbedingungen oder Sicherheitsvorschriften. Schon am Morgen, als sie ihre Leitern an den Häusern mit den schmiedeeisernen Gittern in diesem Viertel vorbeigetragen hatten, waren ihm die wunderbaren Gerüche nach frischem Brot und Kuchen aus der Bäckerei an der Ecke in die Nase gestiegen und er hatte Lust auf ein süßes Rosinenbrötchen bekommen. In der Mittagspause eilte er nach Hause zu seiner Mutter auf die andere Seite der Stadt, wo seine Familie in einem Reihenhaus wohnte, das zwar nicht luxuriös war, aber sauber und mit Nachbarn, die bis auf ein paar alte Querulanten, die immer an allem etwas auszusetzen hatten, ganz in Ordnung waren. Seine Mutter hatte einen Eintopf auf dem Herd köcheln, dessen wunderbaren Duft er schon im Vorgarten roch. Sie musste in Maureen's Grocery in der Coburg Street Hammelfleisch gekauft haben, das er viel lieber mochte als Lamm, und sie gab

auch immer Karotten und Pastinaken dazu, die ergaben einen ganz besonderen Geschmack und Duft, den er über alles liebte.

Nach dem Essen zog er sich kurz in sein Zimmer zurück, legte eine Platte von Jimmy Rogers auf und rauchte eine Zigarette, denn er hatte auf dem Heimweg an einem Kiosk fünf Woodbine-Zigaretten gekauft, für mehr hatte der Rest seines Geldes vom Wochenende nicht gereicht. Jetzt war er völlig pleite, und den Gedanken zu Hause zu bleiben, Musik zu hören oder auf seinem Saxophon zu spielen anstatt zur Arbeit zu gehen, schob er sofort wieder beiseite.

Sam stand schon auf dem Gerüst, als er zurückkam, und warf ihm einen missbilligenden Blick zu, weil er sich verspätet hatte. Sie arbeiteten schweigend weiter und putzten Fenster im Rekordtempo, bei der Nummer 36 hörte er auf zu zählen, das Gebäude war groß, manchmal sahen sie durch die Fenster Frauen an Schreibtischen sitzen, die so taten, als würden sie die beiden jungen Burschen, die da zugange waren, gar nicht bemerken, nur einmal warf ihnen eine Lady mit hochtoupierten blonden Haaren und einer engsitzenden weißen Bluse ein Lächeln zu. Sam stieß ihn in die Rippen und er lächelte zurück. Ganz jung war sie nicht mehr, aber sie sah verdammt gut aus, und hätte er sich nicht auf seinen Job konzentrieren und darauf achten müssen, nicht vom Gerüst zu fallen, hätte er sich eventuell Fantasien hingeben können, wie er es oft tat, wenn er Etta James oder die Ronettes hörte.

Als sie Durst bekamen, ging er hinüber in die Bäckerei,

um Limonade und süße Pariser Brötchen zu besorgen. Auch die Ladenbesitzerin war aus irgendeinem Grund nett zu ihm und spendierte ihm einen Tee, weil es ein wenig kühl geworden war. Er könne ihr die Oberlichte des Geschäftsportal putzen dafür, meinte er, aber sie winkte nur ab, es sei eine Spende, die gute Tat des Tages, und grinste dabei, als würde sie ihn auf den Arm nehmen.

»Habe dich letztens bei diesem Tanzabend am Saxophon gehört«, klärte sie ihn auf. »Hat mir gefallen.«

Er merkte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg. Dass er gut war, wusste er, aber er wusste nicht, wie man mit Lob umging.

»Danke, Lady«, antwortete er kurz angebunden. Eigentlich wollte er sagen, dass es ganz in Ordnung war, mit Fensterputzen ein bisschen Geld zu verdienen, auf jeden Fall besser als sich im Arbeitsamt anzustellen. Das war, wenn er gefragt wurde, stets seine Standardantwort. Er putze gerne Fenster, er könne sich nichts Besseres vorstellen. Und es sei ein sicherer Job. Denn sie würden immer wieder verstauben, würden dreckig, verschmiert, ein ewiger Kreislauf. Waren sie mit dem einen Gebäude fertig, wartete schon das nächste, und waren sie mit der Runde durch, waren die ersten Fenster schon wieder verschmutzt vom Rauch aus den Schornsteinen und von der salzigen Meeresluft.

Viele lachten dann, wenn er ihnen das sagte, wussten, dass er einen Witz machte, manche aber waren zu dämlich, um seinen Sarkasmus zu verstehen. In diesen Monaten lernte er neben einigen anderen Dingen eines. Humor

und Witz waren in erster Linie eine Frage des Verstandes. Dumme Menschen verstanden nicht einmal einen Scherz. Und allen, den Dummen ebenso wie jenen, die mit ihm Mitleid hatten, weil sie wussten, dass er viel lieber etwas ganz Anderes wäre als ein Fensterputzer, hätte er gerne noch gesagt, er höre Leadbelly und Blind Lemon Jefferson, richtigen Blues, und auch sein Dad, der im Hafen arbeitete, früher zur See gefahren war und aus Amerika all die Singles von Sonny Terry und Brownie McGhee und »I'm a Rollin' Stone« von Muddy Waters mitgebracht hatte, spielte seine Platten oft so laut, dass sie draußen auf der Straße und in der Nachbarschaft zu hören waren. Und dann hätte er ihnen noch gerne erklärt, dass er Kerouac gelesen habe, *Dharma Bums* und *On The Road*, und wenn er genug habe von seinem Job als Fensterputzer, vertiefte er sich in seine Bücher über Zen-Buddhismus, die ihn ruhig werden ließen und zuversichtlich im Wissen, dass er eines Tages mehr sein würde als einer, der am Wochenende Saxophon in einer Tanzband in einer verrauchten Kaschemme spielte und die Woche über gemeinsam mit seinem alten Schulfreund Sam Fenster putzte.

Der erwartete ihn bereits auf den Stufen zum Gebäude, an dem sie gerade arbeiteten, weil er auch eine Pause brauchte. Neben ihm saß ein Mann mit pomadiertem Haar, den er nicht kannte. Sam meinte, er sei schon wieder zu spät, aber die süßen Brötchen und die Limonade versöhnten ihn.

»Wird wohl nichts mehr mit dem Fensterputzen«,

sagte er in einem Tonfall, den er nicht einordnen konnte. Machte er einen Witz oder wollte er ihn loswerden, weil er manchmal ein bisschen unzuverlässig war?

Doch dann mischte sich der andere ein.

»Unsere Band ist für eine Tour am Kontinent gebucht«, sagte er, »und wir suchen dringend einen Saxophonisten.«

Im ersten Moment war er sprachlos, im zweiten stieg ihm Röte ins Gesicht. War das die Chance, auf die er so lange gewartet hatte? Endlich Geld verdienen mit Musik?

Er habe ein Sixpence-Stück auf einer der Fensterbänke gefunden, sagte Sam in die Stille hinein. Er gab es ihm, es solle ihm Glück bringen.

Das konnte er gebrauchen. Er wusste zwar nicht, was auf ihn zukommen würde, aber er war sich sicher, dass er diese Chance ergreifen wollte. Und Sam würde ihm nicht böse sein und weiterhin sein Freund bleiben. Auch wenn der weiterhin Fenster putzen und sich einen neuen Gehilfen suchen musste.

T.B. SHEETS

Als er in das Zimmer kam, konnte er die Krankheit riechen und er wusste, dass sie bald sterben würde. Er hörte, wie sie weinte und schluchzte, und wusste, dass sie das schon die ganze Nacht getan hatte, allein in diesem finsternen Raum, in dem sie isoliert von allen anderen gelegen war, weil es keine Heilung mehr gab für sie. Er selbst kam am Morgen in ihr Zimmer, gerade als die Sonne aufging an diesem kalten Belfaster Morgen. Kurz brach der Himmel

auf und durch einen Spalt im abgedunkelten Fenster kam Licht herein, Licht, das ihn daran erinnerte, dass es Zeiten gegeben hatte, in denen sie gemeinsam auf der kleinen Anhöhe hinter dem Friedhof gestanden waren und nach einer durchzechten Nacht in die Morgendämmerung geschaut hatten, hinüber zum Fluss und zur Stadt, über der der Rauch aus den Schornsteinen stand und der Nebel, der vom Meer hereinzog. Die wenigen sonnigen Tage, die es in diesem kalten und meist trüben Land gab, hatte sie immer ganz besonders genossen, dann atmete sie frei durch und konnte das feuchte Kellerloch vergessen, in dem sie aufgewachsen war, den Rauch, die vielen Zigaretten und den Alkohol, der ihr Leben schon so früh bestimmt hatte. Am liebsten hätte er jetzt das Fenster geöffnet und die kühle Winterluft eingeatmet, es war, als könnten sie noch einmal gemeinsam frei atmen und diesen Raum vergessen, diesen kalten Raum, von dem jeder wusste, dass hier die Hoffnung auf Heilung endete.

»Bring mir ein Glas Wasser!«, flüsterte sie ihm zu und um sie zu verstehen, musste er ganz nahe an sie heran, er spürte den Hauch ihres Atems durch seine Schutzmaske, die ihm die Krankenschwester gegeben und dabei verboten hatte, sie im Zimmer abzunehmen. Das war ihm jetzt egal, ein letztes Mal wollte er bei ihr sein, aber sie hinderte ihn daran, die Maske abzunehmen, wehrte seine Geste ab mit einem müden Lächeln, das noch immer die Erinnerung in ihm daran weckte, wie sehr sie einst gestrahlt hatte trotz all der Umstände ihres Lebens.

»Geh in die Küche und bring mir ein Glas Wasser«, flüsterte sie ihm noch einmal ins Ohr, doch er war sich nicht sicher, ob sie überhaupt wusste, wo sie eigentlich war, oder ob die Medikamente und das Morphinum, das sie bekommen hatte, um in der Nacht ein wenig schlafen zu können, sie langsam hinübergleiten ließen in den Tod.

Hilflos antwortete er, er müsse leider weg, er habe einen wichtigen Termin, aber er werde Janet vorbeischicken mit einer Flasche Wein, mit einer großen Flasche von dem guten Wein aus Italien, den sie so gerne gemocht hatte, wenn sie in seiner Küche gesessen waren und stundenlang über Gott und die Welt und vor allem über die Musik gesprochen hatten. Er erinnerte sich, wie sie ihn nach einem Konzert angesprochen hatte, damals, als er Saxophonist in dieser Band gewesen war, mit der er durch Irland und halb Europa getingelt war. Eigentlich war sie eine unmögliche Person, benahm sich ständig daneben und war laut und fordernd, aber er verliebte sich auf der Stelle in sie. Egal, wohin er kam, und auch später, als er mit seiner neuen Band in der Hitparade war und ständig auf Achse, telefonierte er mit ihr und schrieb ihr Briefe und sie blieben Freunde. Kehrt er kurz heim in die Stadt, verbrachten sie die Tage gemeinsam, auch wenn sie da bereits begonnen hatten, einander ein wenig aus den Augen zu verlieren. Die Nachricht, dass sie sich angesteckt hatte mit dieser verdammten Krankheit, die noch immer in den engen und stickigen Häusern von Ardoyne grassierte, in den Arbeiterwohnungen und

Kellern, in denen es keine Sonne gab und die Wände die meiste Zeit des Jahres feucht und schimmelig waren, erreichte ihn in New York, aber er vertraute auf die Ärzte, glaubte daran, dass es Hilfe für sie gab. Am Telefon hatte sie sich zuversichtlich gegeben, aber erst da fiel ihm auf, dass sie ständig hustete und ihre Stimme wie die einer alten Frau klang.

Jetzt setzte sie sich mit einem Ruck auf. Er solle das Radio einschalten, sie wolle Musik hören und am liebsten einen Song von ihm. Die Tränen stiegen ihm in die Augen, und er begann leise für sie zu singen, »Brown Eyed Girl« war immer eines ihrer liebsten Lieder gewesen. Er hatte es nicht für sie geschrieben, aber auch sie hatte braune Augen und wenn sie in der richtigen Stimmung war, erzählte sie jedem, der es hören wollte oder nicht, dass er den Song ihr gewidmet hätte. Ein oder zwei Mal tat sie dies in seiner Anwesenheit, aber er widersprach nicht, er lächelte nur und sie drückte ihm dafür einen Kuss auf die Wange. Das wollte sie jetzt auch tun, aber es fehlte ihr die Kraft dafür und sie versank wieder im Bett und starrte teilnahmslos ins Leere.

Er müsse jetzt gehen, sagte er, es tue ihm leid, ein wichtiger Termin. Er komme wieder, fügte er hinzu, aber insgeheim wusste er genau, dass sie die nächsten Tage nicht überleben würde, dass dies sein letzter Besuch war. Er hasste diesen Gedanken, Julie lag im Sterben, er hatte sie geliebt und jetzt würde er sie für immer verlieren, denn sie lag in diesem kalten, finsternen Raum und würde bald erlöst sein.